Zeitschrift: Der Schweizer Freidenker
Herausgeber: Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 4 (1918)
Heft: 15

Artikel: Ueber die Zwecklosigkeit der Welt [Teil 1]
Autor: Hüninger, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-407043

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

man ihren Schwächen schmeichelte und ihnen jede Unsittlichkeit gestattete, ja, sie zur Begehung von solchen geradezu ermunterte, andererseits sie aber am Gängelbande der Furcht vor dem Jenseits, die noch durch den ihnen anerzogenen Aberglauben verschärft wurde, dorthin leitete, wo man sie haben wollte, was um so leichter geschehen konnte, je mehr körperlich und geistig das Individuum herabgekommen war.

Mit dem Augenblicke nun, wo sie, die Jesuiten, Einfluss auf die Regierungsbetätigung bekamen, begann man auch die Nichtkatholiken auf das Blutigste und Grausamste zu verfolgen. Die greuelvolle Unterdrückung der Niederländer, die Enthauptung der Grafen Egmont und Horn, die Bartholomäusnacht, die Greuel des dreissigjährigen Krieges in den Gauen des deutschen Reiches usw., — sie lassen sich alle aus dem Einfluss und der Macht des Ordens Jesu hervorgehend zurückleiten. Als der Dominikanermönch Clement Heinrich III. von Frankreich meuchlings erstach, war es der Jesuit Mariana, der in seinem Buche „Vom König" diesen Mord mit den Worten lobte: „Clement, eine ewige Zierde Galliens, hat sich durch den Mord des Königs einen unermesslich grossen Namen gemacht." Die Mordversuche an Heinrich IV., dem Paris zwar eine Messe wert war, der aber durch das Edikt von Nantes den „Ketzern" das Staatsbürgerrecht und sogar freie Religionsübung gestattete, fallen gleichfalls auf das Konto der Jesuiten.

Als Ludwig XIV., der „Sonnenkönig", wie er von seinen Schmeichlern benannt wurde, auch, weil er ein grosser Raufer vor dem Herrn war, „der Grosse" zubenannt, unter dem Einfluss der bigott-frommen Witwe des Scarron kam, erlangte der Orden in Frankreich den grössten Einfluss, der sich dann in der grausamsten Verfolgung der Protestanten äusserte. — Nicht bloss, dass diese auf alle mögliche Art und Weise drangsaliert und in ihrem Erwerbsleben auf Kosten der Katholischen geschädigt wurden. Den zum römischen Glauben Uebergetretenen hingegen erliess man die Abgaben auf mehrere Jahre und überwälzte deren Abgabenleistung auf die in der „Ketzerei" hartnäckig Verbliebenen. In Anstellung befindliche „Ketzer" wurden ihres Amtes entsetzt; protestantische Frauen durften nicht einmal Hebammen sein; nirgends durfte ein Protestant mehr das Meisterrecht erlangen und kein Protestant durfte einen katholischen Dienstboten halten, wie auch keine Vormundschaft übernehmen. Auch wurden sie gezwungen, den katholischen Geistlichen, Missionaren und Mönchen den Zutritt zu ihren Kranken zu gestatten, damit diese die Bekehrung der Sterbenden vornehmen konnten. Ihre Ehen wurden für ungiltig, für ein blosses Konkubinat erklärt.

Halfen aber alle diese „im Namen Gottes" und zu seiner grösseren Ehre vollzogenen Drangsalierungen nichts, so wurden dann in die Ortschaften und Häuser der Protestanten Dragoner gelegt, oft 80—100 Mann, welche alles, was ihnen gefiel, wegnahmen, die Männer und Kinder misshandelten, die Frauen und Mädchen schändeten, bis sie endlich zu „Kreuze krochen", d. h. das ihnen von jesuitischen Missionären vorgehaltene Kruzifix küssten und zur römischen Kirche übertraten. Man nannte dieses auch in Deutschland nach Beginn des dreissigjährigen Krieges aufgekommene und zuerst von dem zum Fürsten erhobenen Protestantenfresser Lichtenstein und dem Grafen Dohna praktizierte Bekehrungssystem die Dragonaden oder die Seligmacherei. Da aber alles dies doch nicht zu dem von den Jesuiten ersehnten Ziele führte, so bewogen sie Ludwig XIV., das von ihm eben beschworene Edikt von Nantes aufzuheben, um dadurch die Hugenotten für vogelfrei zu erklären!

Nicht viel besser stand es mit derartigen Bekehrungsversuchen in den Gauen des katholischen und von den Jesuiten und deren weltlichen Verbündeten beherrschten Deutschland und Oesterreich.

So liess Graf Dohna einmal alle Einwohner der Stadt Breslau mit Einquartierung belasten, erklärte aber, jeder Bürger, der wieder katholisch werden wolle, werde augenblicklich von der Einquartierungslast frei werden. Um nun ihre Häuser vor gänzlicher Ausplünderung zu schützen, drängten sich eine Menge Bürger zu den Beichtzetteln und prügelten sich untereinander — um nur schnell genug ihre Katholizität beweisen zu können. Dohna aber rühmte sich lachend, Petrus habe am Pfingsttag nur 3000 Menschen, er aber noch viel mehr bekehrt. Man hieb die Bauern so lange in die Kniekehlen, bis sie niederknieten. Man brachte grosse Hunde mit und hetzte mit ihnen die Bauern in die Messe. Man sperrte das Vieh ein und hinderte die Bauern, es zu füttern, bis das Gebrüll der armen Tiere die Bauern bewog, lieber katholisch zu werden. Man band junge Mütter fest und legte ihren Säugling ihnen gegenüber, dass sie ihn sehen und sein Gewimmer hören mussten, bis Mutterangst sie dazu brachte, lieber katholisch zu werden, als ihr Kind verschmachten zu lassen. (Menzel, Roms Unrecht.)

Diese geschichtlich erwiesenen, nicht hinwegzuleugnenden Tatsachen sind die Resultate des Systems jesuitischer Erziehung, jesuitischen Einflusses und jesuitischer Machtentfaltung. Die ganze Geschichte der Tätigkeit des Jesuitismus würde Bände füllen, die eine fortlaufende Kette von Verbrechen bilden, begangen an der Menschheit, den höchststehenden wie niedrigsten Menschen, um sämtliche Völker zu unterjochen und zu beherrschen.

Bismarck sprach daher nur zu wahr, als er im Jahre 1885 von der Tribüne des Reichstages über die Tätigkeit der Jesu-

*) Ueber die Zwecklosigkeit der Welt.

J. Hüninger.

Hoch oben sass ich, an den Felshängen, die sich über Locarno zum Gipfel des Trosa auftürmen, da, wo das Val Resa, durch einen prähistorischen Bergsturz aufgestaut, ein jähes Ende findet und sein Bächlein, sich seitlich abbiegend im Laufe langer Zeiträume, sich eine neue Ablaufrinne in seinem Sturze über die 600 m hohe Felswand, die es noch vom Seegestade trennt, in das Bergmassiv gesägt hat. Obschon erst gegen Ende Januar, atmete doch schon die ganze Natur holde Frühlingsdüfte, die blühenden Veilchen in meiner Hand wollte ich als frohe Botschaft neuen Lebens meiner Frau mit nach Hause bringen. Und wie ich mich so dieser Stimmung hingab, in vollen Zügen das Wiedererwachen der Natur geniessend, da schlich sich schliesslich doch auch ein Zug des Bedauerns in diese Freude — warum denn heute schon dieses frühzeitige Erwachen, wenn denn doch wieder in einigen Tagen oder einigen Wochen der grausame Winter zurückkommt und all diese vorwitzigen Lebensbezeugungen kaltlächelnd wieder auslöscht und mit seinem Totengewand bedeckt? Weiss ich doch, dass selbst für das hiesige milde Klima der Frühling im Januar noch einmal dem Winter Platz machen muss!

Von den lieblichen Frühlingsblumen in meiner Hand sah ich auf zu den türmenden Felswänden und freute mich ihrer majestätischen Pracht. Und wieder kam mir die Frage: warum? warum stauen sich diese Berge zu ihrer imposanten Grösse auf, wenn sie doch wieder im Leben vernichtenden Bergsturz niederbröckeln zu Tale?

Ein Landbewohner stieg an mir vorbei zu Tale mit schwerer Holzlast belastet und führte meine Gedanken mit sich hinunter, zu den Menschen zurück . . . Holzlast, Holznot, Feuerungsnot, Kriegsnot . . . Elend überall und Massenmord. Und wiederum kam mir die Frage: Warum? Warum schlachten sich da draussen nun schon im 4. Jahre die Menschen zu Millionen hin, und die armen Teufel, die auf Geheiss das tun, sie wissen nicht einmal, zu wessen Ehren, zu welchem höheren Zwecke sie das tun. Warum? Ja, das „warum" können wir bei all diesen Fragen wohl beantworten, da wir ja zum Voraus wissen, dass alles in der Welt dem Gesetze der Kausalität folgt. Aber die Frage nach dem Zwecke, die eigentlich in unserem „warum" liegt, auf diese Frage suchen wir umsonst die Antwort. Und die Ideen, die mich da oben auf alle diese Fragen bestürmten, sie bewirkten, dass ich, zu Hause angekommen, mich hinsetzte und die nachfolgenden Gedanken unter dem obigen Titel zu Papier brachte.

Das Wort von der „Zwecklosigkeit der Welt" erschreckt zunächst in seiner Nacktheit das Empfinden des seit der ersten Stunde seiner Denkfähigkeit mit dem Axiom der Zweckmässigkeit durchseuchten Menschen. Denn, ob er auf biblischem Glauben fundiert oder ob er auf wissenschaftlicher Grundlage seine Entwicklung erlebt hat, von allen Seiten hat er tagtäglich nichts als das Lob der Zweckmässigkeit der Natur vernommen. Und doch ist gerade in der Natur, die von Ewigkeit zu Ewigkeit blind waltend einherschreitet, kein Ausdruck naturwidriger, als gerade derjenige der „Zweckmässigkeit". Da haben wir kleinen Menschlein, die wir uns auf dem kleinen Stäubchen „Erde" als den Mittelpunkt des Weltalls gerieren, ein Meisterwerk unserer Selbstüberhebung geliefert, indem wir diese menschliche Erfindung der „Zweckmässigkeit" auf die Natur übertrugen!

Der Begriff „Zweck" ist so gut eine menschliche Erfindung, wie der-

*) Wir möchten unsere philosophisch oder naturwissenschaftlich gebildeten Leser bitten, diesen Ausführungen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und der Redaktion s. Z. ihre Beiträge zur Diskussion über diese vielumstrittene Frage zukommen zu lassen. *Die Red.*

iten sagte: „Die Gefahr, die gerade die Tätigkeit der Jesuiten für Deutschland (und auch für Oesterreich-Ungarn), seine Einigkeit und seine nationale Entwicklung hatte, liegt nicht in dem Katholizismus der Jesuiten, sondern in ihrer ganzen internationalen Organisation, in ihrem Lossagen und Loslösen von allen nationalen Banden und in ihrer Zerstörung und Zersetzung dieser und der nationalen Regungen überall, wo sie denselben beikommen." Und vermöge dieser internationalen Organisation ist es tatsächlich so weit gekommen, dass nunmehr Katholizismus und Jesuitentum identische Begriffe geworden sind; das eine lässt sich nicht mehr vom andern trennen. Was aber dies bedeutet, das kann man so recht deutlich aus dem Jubiläumsbuch der Jesuiten aus dem ersten Jahrhundert des Ordens entnehmen, wo der Satz zu lesen ist: „Solange der Atem des Lebens in uns wohnt, werden wir gegen die ketzerischen Wölfe kämpfen; der Same des Hasses ist uns eingeboren, auf des Ignatius Anstiften haben wir an den Altären ewigen Hass, ewigen Krieg geschworen!"

Logik und Nationalspende.

Eine nachträgliche Betrachtung. *)

In den Tagen, wo man von allen Seiten daran ging, zur Spende für das Soldatenwohl zu rüsten, traf ich mit einem Bekannten, dem Professor der Nationalökonomie, zusammen. Er war voller Gedanken, wollte er sich doch vor einem breiten Publikum speziell über das Thema „Die Schweiz. Nationalspende und die Schule" äussern. — Trotzdem war ihm meine Störung nicht unwillkommen; und da ich selbst immer gerne dabei bin, wo es etwas zu denken gibt, begann mein Bekannter, mir von seinen Gedanken zu erzählen.

Meiner Ansicht nach hatte er den genauen Punkt getroffen, von dem aus das Problem gelöst werden musste, wenn er sich fragte: „Warum sorgt da nicht der Staat?" Dient denn das Militär nicht zur Erhaltung des Staates? Ist es deshalb nicht Pflicht des Staates, alle Mittel flüssig zu machen, um die Soldatenfürsorge grosszügig durchführen zu können? Ist die soziale Fürsorge in der Armee nicht ebenso wichtig wie Maschinengewehr und Fliegerabteilung? Spielen da einige Millionen mehr Schulden eine Rolle, wenn es sich um das Menschliche im Soldaten handelt?" — Das war die Klippe, die zu umschiffen, meinem Bekannten viel Mühe gemacht hatte. Schliesslich war ihm aber die Lösung des Problems dann doch gelungen, und mit einem Lächeln, das seine Züge entspannte, sagte er mir: „Sehen sie, die Sache ist doch die: Wir wollen den Staat gar nicht entlasten. Darum hängt die Nationalspende auch gar nicht mit dem Finanzprogramm des Bundes zusammen".

Ich habe die leidige Gewohnheit, Zweifel, die ich einer Sache gegenüber hege, an meinem Gesichte anmerken zu lassen. So hat mir denn auch jetzt mein Bekannter meine Skepsis sofort ansehen können.

Mir war aber auch in allererster Linie dunkel geblieben, was der Satz: Darum hängt die Nationalspende nicht mit dem Finanzprogramm des Bundes zusammen, in der ganzen Beweisführung zu tun habe. — Doch, als ich nach längerem Schweigen endlich reden musste, äusserte ich mich sogleich zu dem, was ich als die Hauptsache ansah. „Mir scheint", sagte ich, „dass Ihre Beweisführung am Kern der Sache vorbeigeht; dass sie gar keine Antwort auf die von Ihnen selbst gestellte Frage gibt. Denn, wenn Sie sagen: Wir wollen den Staat gar nicht entlasten, so setzen Sie doch eigentlich stillschweigend voraus, dass der *Staat* in erster Linie Hülfe schaffe. Für mich aber, sehen Sie, bedeutet Hülfe ganze Hülfe und nicht nur einen Brocken Linderung. Wenn der Staat aber ganz hilft, ist eine freiwillige Spende nicht mehr notwendig!"

Nun begannen die Augen des Professors zu leuchten. „Da treffen Sie eben den Punkt, wo mein zweites Argument einsetzt. Nein, nicht ganz soll der Staat helfen, denn wir wollen nicht verzichten auf die Freiwilligkeit in der sozialen Arbeit. Unser Volk soll zeigen, dass es freiwillig bereit ist, für diejenigen zu sorgen, die ihre Pflicht zum Wohle aller tun!

Ich gestehe, dass mich die Ausführungen des Professors gefangen nahmen. Ich fing an, seine Gedanken für mich weiter auszuspinnen. „Es ist eigentlich wahr; jeder soll doch freiwillig die Mittel geben, welche zu diesem sozialen Werk nötig sind. Das Zeichen eines idealen Staates, einer edlen Bürgerschaft ist es, wenn die Bürger aus Freiwilligkeit die Mittel zu jedem sozialen Werk geben. Es ist klar, dass dann jeder nach Vermögen steuert. Wer viel hat, gibt viel; wer weniger hat, gibt weniger; aber jeder gibt seinen Verhältnissen angemessen. Das freiwillige Geben aber, lieber Professor, das müsste doch nicht geschehen, wie es jetzt geschehen soll. Da gäbe es keine Festchen, keine Umzüge, keine Lotterien, keine Wäppchen und keine Medaillons, mit denen man sich die Brust schmücken könnte, um zu zeigen, welch guter Patriot man ist; keine Damen gäbe es, die zu Gunsten des Vaterlandes Küsse verkaufen, keine Tanzereien gäbe es, wo man für die pflichtgetreuen Soldaten seine Schuhe durchtanzen kann. Ich meine, die Bürger gingen an einem Sonntag zur Urne; mit mächtiger Geschlossenheit gäben sie dem Staate das Recht, für die Mittel zu sorgen, die denen helfen sollen, welche durch die Pflichterfüllung dem Staate gegenüber geschädigt worden sind. Finden sie nicht auch, dass das die zweckmässigste Realisierung des von ihnen geäusserten Gedankens wäre? Es wäre ökonomischer, edler, menschenwürdiger!"

So hatte ich vor mich hingeredet. Erschrocken fuhr ich auf. Der Professor war aufgestanden und liebenswürdig lächelnd sagte er mir: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie bitte, mich zu entschuldigen; mit Schrecken bemerke ich, wie schnell die Zeit vorgerückt ist; ich muss unbedingt noch an die Sitzung desKomitees". Und dann fuhr er fort — sein Lächeln war etwas spöttisch geworden —: „Ich bin ein wenig überrascht; mir scheint, Sie seien ein bisschen ins linke Lager hinüber geraten!"

Soldaten, die Ihr durch schwere Pflichterfüllung unverschuldet in Not geraten seid, ich habe mit der Publikation meines Artikels gewartet, bis er der Spende nicht mehr schaden konnte. Euch musste geholfen werden und da man Euch nicht anders helfen wollte, durfte ich der Sammlung nichts in den Weg legen. — Aber jetzt, wo die Spende vorbei ist, möchte ich, dass jeder denken lernt, dass es für das Gesamtinteresse bessere Wege gibt. Aus dem Vergangenen lernen für die Zukunft! *H. C. K.*

*) Angeregt durch den Artikel: „Die Schweizerische Nationalspende und die Schule." Schweizer. Lehrerzeitung vom 13. Juli 1918.

jenige von „gut und böse", er kann nur von einem überlegenden Wesen geschaffen worden sein, das auf Grund von Erfahrungstatsachen, die es in der Lage war, in seinem Gedankenspeicher anzusammeln, vor der Ausführung einer Handlung auch deren Folgen zu übersehen und von den möglichen Wegen denjenigen einzuschlagen vermochte, der ihm für das „gewollte" Resultat den grössten Vorteil zu bieten schien. Das durch Ueberlegung zum Voraus gewünschte Resultat, als Ursache einer Handlung (im Gegensatz zu den instinktiv vor sich gehenden Handlungen) entspricht der „Zwecksetzung", der durch Erfahrungen ermöglichte beste Weg dazu der „Zweckmässigkeit". Es ist also klar, dass beide Begriffe nur für organische Wesen gebraucht werden können, die derart organisiert sind, dass sie überlegungs- und aufnahmefähig für Erfahrungen sind. Dieses ist bestimmt der Fall beim Menschen, doch auch in der Tierwelt kommt es vor, wenn auch die Grenze, bis zu welcher Tierform die Ueberlegungsmöglichkeit vorliegt, noch nicht bestimmt ist, was ja indessen für uns in diesem Falle nicht von Belang ist. Wir können also bestimmt sagen, dass Zweck und Zweckmässigkeit nur in der organischen Welt vorkommen und dass die Übertragung dieses Begriffes auf die anorganische Welt und überhaupt auf Geschehnisse, die nicht von der Ueberlegung denkender Organismen abhängen, weiter nichts ist, als menschlicher Fürwitz. Dieses umso eher, als wir ja aus dieser Ableitung gesehen haben, dass für die Aufstellung eines Zweckes ein mit Ueberlegung begabtes Wesen erforderlich ist, also würde die Festlegung eines Zweckes im Weltall die Existenz eines Wesens bedingen, das sich diesen Zweck gesetzt und seine Erreichung als Aufgabe gestellt hat. Was wäre das anderes, als ein Schöpfer, der die Welt geschaffen hat? Nachdem wir aber doch inne geworden sind, dass wir mit diesem Schöpferbegriff nicht weiter kommen, indem wir durch denselben nur ein weiteres, noch grösseres Rätsel in die Welt bringen, müssen wir folgerichtig diesen Gedankengang ablehnen, indem wir mit Lamarck sagen, was er Napoleon antwortete, als dieser ihn frug, warum er in seinem System des Namens Gottes mit keinem Worte erwähnt habe: „Ich habe dieses Begriffes nicht nötig gehabt für meine Theorie"! (Fortsetzung folgt.)

unser Organ und unsere Propaganda! Werbet dem „Schweizer Freidenker" neue Abonnenten!